Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schiemanns Geschichte Rußlands unter Kaiser Mikolaus dem Ersten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

das unerreicht höchste Gut der deutschen Armee. Sie kennt freilich die Schwierigkeiten der Nachbarstaaten nicht. Zusammengekittet durch die ruhmvolle jüngste Vergangenheit fehlt ihr der österreichisch-ungarische Nationalitätenstreit oder der politische Gegensatz von Kaiser-, Königtum und Republik in Frankreich. Den leitenden Stellen aber kann das volle Zutrauen entgegengebracht werden, daß sie zur gegebnen Stunde das richtige Heilmittel anwenden werden.

Weimar von Sommerfeld

Schiemanns Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus dem Ersten

Der erste Band der russischen Geschichte, mit der Professor Schiemann unsre historische Literatur so wesentlich bereichert, hat sich rasch einen angesehenen Platz erobert. Er hat das Bild Alexanders des Ersten, des sentimentalen, stets unter dem Bewußtsein, sich von der Mitschuld an der Ermordung seines Vaters nicht völlig freisprechen zu können, leidenden, bei aller Beglückungsabsicht doch tyrannischen Monarchen wesentlich verschärft und auch das Vierteljahrhundert seiner Regierung lichtvoll behandelt. Der Zar nahm Anläufe, Rußland enger mit der Entwicklung Westeuropas zu verbinden. Zweimal ließ er eine Verfassung für das Stammland ausarbeiten; Polen erhielt sogar eine wirkliche Verfassung mit Volksvertretung. Doch konnte er das Völkerglück, das er erstrebte, auf seinem Wege nicht erzwingen. Wenn auch die noch ohne alle Aufklärung, ohne alle Fühlung mit dem politischen Leben hinvegetierende bäuerliche Masse kaum irgendwie berührt wurde, so verdarb es Alexander gerade mit den Kreisen, auf die er sich am ersten hätte stützen müssen: dem Offizierstande, dem Adel, der Intelligenz, ja auch mit dem gemeinen Soldaten. Die Militärkolonien sollten die Mannschaften zu intelligenten, arbeitsamen, ordnungsliebenden, nüchternen Bauern erziehn; sie waren nichts als Sklavenwirtschaften, der Aufenthalt darin eine Hölle, auch den an ihrer Spitze stehenden Offizieren eine Qual. Eben die Offiziere waren am meisten dem freiheitlichen Geiste zugänglich gewesen. Sie waren im Napoleonischen Kriege nach Deutschland und Frankreich gekommen, die Literatur des Westens hatte ihren Sinn beeinflußt, deutsche und französische Erzieher hatten den Grund für eine neue Weltanschauung gelegt. Es war ein Verhängnis für Rußland, daß zwischen dem Monarchen und diesen vorwärtsstrebenden Kräften jegliche Gelegenheit zu geistigem Austausch abgeschnitten war. Kein Parlament, keine Presse. Der Autokrat thronte unnahbar, umgeben von einer Mauer von Höflingen und Bureaukraten, deren Korruption er selber aufs tiefste verachtete. So fehlte ihm auch der Glaube, daß aus seinem eignen Volke etwas Gutes für die Regierung kommen könne.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schon unter ihm hatte sich die Militärverschwörung der Pestel, Murawiew, Tolstoi usw. gebildet, die man sehr bald unter dem Namen der Dekabristen kennen lernte, weil im Dezember 1825 (Dekaber = Dezember) der Ausbruch erfolgte. Diese Männer hatten allerdings den Staat umwälzen wollen. Eine Revolution im französischen Sinne, die Herstellung einer Republik lag ihren Absichten ganz fern. Sie waren gewissenhaft, religiös. Sie waren noch nicht mit sich im reinen, ob sie Alexander zugunsten seines Bruders Konstantin auf den Thron bringen oder einen Monarchen aus nicht dynastischem Geschlecht einsetzen müßten, als der allenfalls der im Kaukasus kommandierende General Jermolow in Frage kam. Die Vorbereitungen waren überhaupt noch lange nicht beendet, als unerwartet die Nachricht vom Tode Alexanders fern am Ufer des Asowschen Meeres nach Petersburg kam. Hier war die Lage der Dinge heikel. Der kinderlose Monarch hatte ein heimliches Testament hinterlassen, daß nicht sein nur zwei Jahre jüngrer Bruder Konstantin die Regierung übernehmen solle, sondern sein neunzehn Jahre jüngrer Halbbruder, der nur neunundzwanzigjährige Großfürst Nikolaus. Auch Konstantin war kinderlos; seine erste Ehe mit einer preußischen Prinzessin war geschieden, als zweite Gemahlin stand eine polnische Gräfin an seiner Seite. Die Ausschließung vom Thron hatte die volle Zustimmung Konstantins gefunden, auch Nikolaus hatte eingewilligt. Dennoch, als die plötzliche Todesnachricht kam, wurde noch ein wunderliches Schauspiel aufgeführt. Nikolaus selbst huldigte seinem ältern Bruder und veranlaßte, daß der Reichsrat sowie die Petersburger Garnison ebenfalls den Huldigungseid schworen. Er wußte recht wohl, daß Konstantin die Krone nicht annehmen wollte und konnte, und in der Tat kam schon wenige Tage darauf die Nachricht von dem in Warschau als Gouverneur weilenden Konstantin, daß er von dem Anerbieten des jüngern Bruders nichts wissen wolle; das Testament sei giltig und maßgebend. Nikolaus war nun in einer peinlichen Lage. Er mußte das Testament bekannt geben und zugleich eine neue Vereidigung auf seinen eignen Namen anordnen, obgleich er sich dadurch, daß er selbst geschworen hatte, des Rechtes, einen neuen Eid zu fordern und andre vom ersten zu entbinden, begeben hatte.

Man hat das Verhalten der beiden Brüder den Großmutsstreit genannt. Aber stets hat man auch gesagt, daß viel Schauspielerei dabei sei. Schiemann hat den letzten Schleier gehoben. Nikolaus wußte sehr wohl von der Unzufriedenheit im Heere. Er wußte, daß er selber sehr unbeliebt war, weil er auf seine Weise ebenfalls den soldatischen Drill bis zur Quälerei von Mannschaften und Offizieren trieb. Er wußte, daß man Konstantin wollte. Russische Kaiser haben oft mit Militär- und Palastrevolutionen zu tun gehabt; Nikolaus fürchtete einen Aufstand. Darum wollte er erst der Form nach Konstantin zur Regierung kommen lassen; dieser sollte nach Petersburg reisen und hier feierlich auf die ihm zugefallne Krone verzichten. Dann hätte er den Verschwörern in einem ganz andern Lichte gegenüber gestanden. Das mißglückte, weil sich

Konstantin dazu nicht hergeben wollte. Nikolaus hatte die Stimmung der Petersburger Garnison richtig eingeschätzt. Kaum wurde bekannt, daß nun der neue Eid gefordert werden sollte, so traten auch schon einzelne Regimenter meuternderweise in Reih und Glied. Wären die Leiter des Aufstandes vorbereitet gewesen, oder hätte ein einziger genial die Gelegenheit auszunützen verstanden, so hätten sie mit der Bewältigung der noch ganz unbefestigten Regierung ein leichtes Spiel gehabt. Denn auch diese handelte mit aller erdenklichen Kopflosigkeit. Beinahe ein ganzer Tag verstrich ohne entscheidendes Handeln. Endlich am Abend fühlte sich Nikolaus stark genug, die Meuterer zusammenschießen zu lassen. Das ging nun leicht genug. Auch des wenige Tage später im Süden zum Ausbruch kommenden Aufstandes wurde man leicht Herr. Die Verschwornen wurden sämtlich gefaßt und erlitten schwere Strafen, einige den Tod, andre Verbannung nach Sibirien.

Dieses Erlebnis machte den tiefsten Eindruck auf den jungen Kaiser. Er verhehlte sich nicht, daß ernste Mißstände vorliegen mußten, die eine solche Verschwörung zeitigen könnten. Er ließ auch von den Beschwerden der Dekabristen eine sorgfältige Aufstellung machen. Ja er verhörte sie manchmal selber. In den Klagen der Pestel und Genossen erkennt man mit Staunen noch im wesentlichen das Porträt des heutigen Rußland wieder. Dabei war der Kaiser nicht von Haus aus reformfeindlich, im Gegenteil, er setzte selber Arbeitskraft und Eifer daran, um die Zustände seines Reichs zu bessern. Aber im Laufe der Beschäftigung damit kam er doch immer mehr wieder auf die despotische Methode zurück. Anstatt den Dingen zu gewähren, sich nach den in ihnen selbst liegenden Keimen zu entwickeln, setzte er mit Zwang ein und befestigte damit über Rußland die Herrschaft des Fluches, unter dem es solange gestanden hatte und noch solange stehn sollte: das gewalttätige, bestechliche, korrupte, dem Volke nicht verantwortliche, dem eben nicht allsehenden Auge des Monarchen nicht ausgesetzte Beamtentum. Rußlands Geduld ist groß. Es hat dieses Übel noch fast achtzig Jahre nach dem Beginn der Regierung des Kaisers Nikolaus ertragen. Unglaublich hat es wirtschaftlich, geistig, sittlich und zuletzt auch in seiner Wehrkraft darunter gelitten. Und wenn jetzt auch die Revolution zu parlamentarischen Formen geführt hat, so ist das Land doch noch weit davon, die Schäden des nikolaitischen Regiments überwunden zu haben und zu einer neuzeitlichen Teilnahme des Volks an der Staatsverwaltung zu gelangen.

Die drei Hauptmittel, mit denen der junge Zar sein Volk gewaltsam so gestalten wollte, wie es ihm gut schien, waren die Zensur, die Geheimpolizei der „dritten Abteilung“ und die strengste Schurigelung des ganzen Erziehungswesens. Das ganze geistige Leben sollte seine Gestaltung von dem Willen des Autokraten empfangen. Das Volk sollte lesen, was er billigte, sollte seine Kinder so erziehn lassen, wie er es vorschrieb — schon äußerlich kündigte sich das durch die Uniformierung von Lehrenden und Lernenden an —, und endlich sollte die Geheimpolizei nicht nur alle Vorgänge, selbst alle Gesinnungen dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allmächtigen Regiment offenbar machen, sie erhielt auch die Machtvollkommenheit, sofort ohne Richterspruch lenkend und strafend einzuwirken. Die Gewalt erstreckte sich dahin, daß harmlose Untertanen auf bloßen Verdacht hin plötzlich lebenslänglich nach Sibirien verbannt werden konnten. Aus diesem erschreckenden Mißtrauen des Selbstherrschers gegen sein Volk ist dann das Rußland des Nihilismus und des Terrorismus hervorgegangen, dem ein Alexander der Zweite hat zum Opfer fallen müssen, und das noch jetzt aller Augenblicke blutigrot beleuchtet wird.

Ausländische Beobachter täuschten sich nicht über die üble Lage, in der sich das Haupt des mächtigen russischen Reichs beim Thronwechsel befand. Der Adjutant des zur Beglückwünschung seines Schwagers nach Petersburg gesandten Prinzen Wilhelm von Preußen, Leopold von Gerlach, verzeichnet den wilden Fremden- und speziell Deutschenhaß der Gesellschaft, der sich sogar gegen das Kaiserhaus richte. „In welcher schwankenden Lage befindet sich der arme Kaiser mit seiner glühenden Kaiserkrone auf dem Kopfe, von Verrätern umgeben; nicht alle Übeltäter seien in der Festung, hat jemand neulich dem General Thile gesagt, einige von ihnen sind alle Tage mit uns im Vorzimmer des Kaisers, und er hat die Beweise dafür in Händen." Ein andermal vergleicht er die Stellung Nikolaus mit der eines Mannes, der auf einer dünnen hohen Säule stehe, an der jeder Unzufriedne rüttle, „um entweder den Herrn von oben herabzustürzen und einen andern hinaufzusetzen, oder wie das jetzt hat geschehen sollen, die Säule selbst und für immer über den Haufen zu werfen". „Die kaiserliche Familie, schreibt der hannoversche Gesandte von Reden, ist gleichsam von aller Gesellschaft sequestriert, sie sieht, von den Garden beschützt, nur was zum innern Kreis der Familie gehört. Das Palais ist wie eine belagerte Festung von Truppen umringt, stets erwartet man neue Unruhen. Die Festung und die Gefängnisse sind voll Gefangner, deren Zahl täglich zunimmt." In der Stadt kursierte das Gerücht, daß im Kellerraum der Isaakskirche ein Faß voll Pulver gefunden sei, offenbar um die kaiserliche Familie in die Luft zu sprengen; und die Vorsichtsmaßregeln, die von dem Mißtrauen des Kaisers gegen die eignen Truppen zeugten, fielen allgemein auf. Auch machte sich die Medisance der Petersburger Gesellschaft allen Maßregeln des neuen Kaisers gegenüber geltend, was ja bei der Sorge und der Erbitterung begreiflich ist, die die zahlreichen Verhaftungen in den Kreisen, die zur „Gesellschaft" gehörten, hervorgerufen hatten.

Diesen düstern Schatten gegenüber fehlt es nicht an hellen Lichtseiten, die dem Zartum mitunter zu einer Art Hegemonie in Europa verholfen haben, namentlich während der Regierung Nikolaus des Ersten und Alexanders des Dritten. In außerordentlichem Glanze war Rußland aus den Napoleonischen Kriegen hervorgegangen. Es schien der wahre Hort der monarchischen Staatsverfassungen gegen die Revolution zu sein; es war der Eckstein der Heiligen Allianz. Schon damals erkannte man die lockenden Aussichten Rußlands auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Erbschaft des kranken Mannes. Doch fühlte sich noch Alexander so sehr als die Säule der bestehenden Zustände, daß er den aufständischen Griechen seine Hilfe rundweg abschlug. Die Gewalttätigkeit der Türken schuf den Griechen wieder Freunde in den europäischen Mächten, aber alle diese Dinge verliefen im Zickzack. Die europäische Diplomatie erging sich in verworrenen Intrigen. Die Heilige Allianz fiel auseinander, Rußland näherte sich England, lehnte aber immer noch die Unabhängigkeit Griechenlands ab, die England am Schluß von Cannings kurzem Ministerpräsidium anstrebte. Als die Griechen „das Kleinod ihrer Freiheit, Unabhängigkeit und politische Existenz unter den unumschränkten Schutz Großbritanniens stellten" (am 1. August 1825), mußte Alexander fürchten, daß England den größten Nutzen aus dem Zusammenbruch des osmanischen Reichs ziehn werde, und nahm eine bestimmtere Haltung an. Er wollte russische Differenzen mit der Pforte allein lösen, die griechische Frage dagegen mit Hilfe Englands, jedoch sollte die Bildung eines griechischen Einheitsstaates ausgeschlossen bleiben. Am 18. August erklärte der Zar den Großmächten, etwaige äußerste Schritte gegen die Türkei allein tun zu wollen. Er befand sich in der Tat am Rande eines Krieges, als er sich nach dem Süden begab, und als er am 1. Dezember abberufen wurde.

König Friedrich Wilhelm der Dritte, der Schwiegervater des neuen Zaren Nikolaus, hatte von dem Testament Alexanders geheime Kenntnis gehabt und war durch den „Großmutsstreit" unliebsam berührt. Desto größer war seine Freude, als bald darauf die Nachricht kam, daß es doch bei dem Testament sein Bewenden behalte. Umgekehrt war die Stimmung in Wien. Dort waren alle Sympathien für Konstantin. Gleich Metternich war auch er von Verachtung für die Griechen erfüllt; gleich ihm war er Gegner jeglicher Umsturzbestrebungen und Freund der Erhaltung der Türkei. Metternich wußte nichts von dem Testament und wollte schon einen Erzherzog zur Begrüßung des vermeintlichen Kaisers Konstantin nach Petersburg schicken, als er die verblüffende Nachricht von dem Wechsel der Dinge erhielt. Nikolaus kannte diese Gesinnung sehr wohl; er hatte obendrein einen Span mit dem österreichischen Gesandten. Metternich hielt es daher für ratsam, jenen Erzherzog nun doch abzusenden, wenn auch mit Glückwünschen an eine ganz andre Adresse. Zugleich aber sandte der alte Fuchs eine zweite Mission an den Großfürsten Konstantin nach Warschau, und zwar, wie man fälschlich annahm, um diesen österreichischer Unterstützung zu versichern, falls er dennoch die Regierung übernehmen wolle. Immerhin suchte Österreich doch auf diesem Umwege den jungen Zaren zu beeinflussen, der Versuch kam aber übel an, denn Konstantin teilte alles loyal dem Bruder mit, und dieser faßte einen starken Widerwillen gegen Österreich, der ihn lange beherrscht hat.

Ganz besonders schloß sich Nikolaus an Frankreich an. Gleich nach der ersten Audienz, die er dem diplomatischen Korps erteilte, nahm er den französischen Botschafter La Ferronais unter den Arm und führte ihn in sein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kabinett und sprach sich eine Stunde lang in einem intimen Gespräch mit ihm aus. Er erging sich in persönlichen Gefühlsergüssen für den Botschafter, besprach dann den soeben niedergeworfnen Dekabristenaufstand und verweilte eingehend bei dem Verhältnis zwischen ihm und Konstantin. „Ich durfte keine Rechte auf den Thron geltend machen. Ich rufe den Himmel zum Zeugen und schwöre es Ihnen bei meiner Ehre, daß ich nur die Stimme meines Gewissens gehört und nur die Empfindungen zu Rate gezogen habe, die stets in meiner Seele leben werden." Die Sympathien für Karl den Zehnten und seinen Gesandten haben stets auf die Politik eingewirkt.

Ganz anders ging es mit England. Canning sandte keinen geringern als seinen Ministerkollegen, den berühmten Wellington nach Petersburg, um Nikolaus zur Thronbesteigung zu beglückwünschen. Sein wahrer Zweck war, Rußland vollständig von der Heiligen Allianz zu trennen und es unter Benutzung der griechischen Frage in die Gefolgschaft der englischen Politik zu führen. Wellington solle entweder die englische Intervention in die Wirren mit der Türkei oder eine gemeinsame englisch-russische Intervention in die griechische Frage anbieten; damit nicht der Kaiser die türkische Ablehnung zu einem Kriegsgrund aufbausche, müsse man vorher der Zustimmung der Pforte sicher sein. Einen Krieg, der nicht die griechische Frage betreffe, werde England als aus Ehrgeiz und Eroberungslust unternommen ansehen. Eine geheime Verständigung mit Rußland hatte für England den doppelten Zweck, Rußland zu zügeln und die Ausschreitungen der Türken gegen die Griechen zu hindern. Wellington sollte nach Cannings Auftrag erklären, daß England weder darauf ausgehe, das Territorium der jonischen Inseln zu vergrößern noch seinen politischen Einfluß zu steigern.

Kaiser Nikolaus trat in das politische Duell mit Wellington ein und führte es mit Geschicklichkeit durch. Er war entschlossen, die russisch-türkischen Differenzen allein zu regeln. Die Türkei werde nachgeben; wenn nicht, so fürchtete er auch einen Krieg nicht. Er ordnete sogleich die Ausarbeitung von Kriegsplänen an. Nikolaus selbst schreibt: „Seit Donnerstag (2. März) ist Wellington hier, sehr alt und zusammengefallen. Gleich bei seiner ersten Zusammenkunft sagte er mir u. a., er sei ausdrücklich von seiner Regierung beauftragt, mir Vorschläge zu machen, damit wir — England und Rußland — zu zweien die griechische Sache ordnen. Ich spielte den Überraschten (Nikolaus war von seinem Londoner Botschafter gut unterrichtet worden), ließ ihn reden und sagte darauf, ich könne, was er vorbringe, nur als etwas völlig neues ansehen." Er werde mit der Türkei allein fertig werden. „Bei alledem handle es sich nicht um die Griechen; solange das Reich bestünde, seien sie für mich rebellische Untertanen." Der weitere sehr merkwürdige Gang der Verhandlungen, so sagt Schiemann, ist nun der gewesen, daß Wellington Schritt für Schritt über seine Instruktionen hinaus zu Konzessionen gedrängt wurde. Sein Versuch, Nesselrode (den Vizekanzler und Leiter der auswärtigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Politik) gegen den Kaiser auszuspielen, mißglückte völlig, im Zaren selbst aber fand er einen ihm in den Künsten der Diplomatie weit überlegnen Gegner. Das angeborne Talent Nikolaus machte sich gerade auf diesem Gebiet geltend, und vor der Erhabenheit seiner Prinzipien prallten alle Angriffe und Überredungskünste des alten Herzogs ab. Vergebens bat er, die Absendung des Ultimatums an die Pforte aufzugeben oder doch wenigstens den Wortlaut abzuschwächen. Der Kaiser bestand auf seinem guten Recht der Pforte gegenüber und versicherte, daß er nichts andres wollte, als dieses Recht zur Geltung zu bringen. Um das zu erreichen aber müsse er drohen; wirke das nicht, so werde er die Donaufürstentümer besetzen, aber nichts liege ihm ferner, als sich auch nur ein türkisches Dorf anzueignen. Schon am 10. März hatte Wellington so viel Boden verloren, daß er die Berechtigung der russischen Forderungen in betreff der Donaufürstentümer, aus denen die türkischen Truppen zurückzuziehen seien, und in betreff der Befreiung gefangner serbischer Deputierten zugeben mußte. Dabei ängstigte ihn der Kaiser durch das phantastische Bild, das er von seiner ungeheuern militärischen Überlegenheit entwarf. Die Russen haben den Sieger von Waterloo einen ganzen Monat mit Verhandlungen hingehalten, ihm schließlich aber nichts gewährt als einen Scheinerfolg. Man verständigte sich über ein nichtssagendes Protokoll. Wellingtons Versuch, die auf Nichterfüllung des Friedens von Bukarest gegründeten russischen Beschwerden als nichtexistent beiseite zu schieben, war vollständig mißglückt. Die von ihm verweigerten „guten Dienste" Englands, um die Pforte zum Nachgeben zu bewegen, mußte England im eigensten Interesse freiwillig leisten, wenn anders es einen Krieg verhindern wollte. Wellington kehrte in gedrückter Stimmung zurück.

Es dauerte jedoch noch zwei Jahre bis zum Ausbruch des russisch-türkischen Krieges, eine Zeit, die mit langen widerspruchsvollen Verhandlungen ausgefüllt wurde. Jenes Protokoll, das Wellington am 4. April 1826 in Petersburg vereinbart hatte, führte allgemach doch zu einer Verständigung zwischen Rußland, England und Frankreich, wobei sich Rußland jedoch immer freie Hand wahrte. Die Türken fuhren fort, in Griechenland und auf den Inseln zu wüten und drängten auch Nikokaus dadurch allmählich mehr auf die Seite der Griechen. Am 6. Juli 1827 schlossen die drei Mächte eine förmliche Tripelallianz, wodurch auch die Pforte zunächst etwas eingeschüchtert wurde. Die Verbündeten erklären in dem Vertrage, die Selbstverwaltung Griechenlands unter Oberherrlichkeit der Pforte erzwingen zu wollen, ohne darum ihre friedlichen Beziehungen zur Türkei abzubrechen. Zu diesem Zweck sollte eine alliierte Flotte alle türkisch-ägyptischen Schiffssendungen von Menschen und Waffen abschneiden und so Ibrahim Pascha, den siegreichen aber barbarischen Ägypter, zum Rückzug aus Morea zwingen. Ob sich das ohne Anwendung von Gewalt erreichen lasse, mußte zweifelhaft erscheinen. Canning gewährte seinem Admiral „einen gewissen Spielraum". Der Zweifel

war vollauf berechtigt. Seit Mai 1827 lag eine türkische Flotte in Navarino (an der messenischen Küste). Am 7. September traf dort eine neue ägyptische Flotte ein. Admiral Codrington, der Befehlshaber der Verbündeten, hatte das zu verhindern versäumt, hatte seine Flotte aber am 20. September auch in den Hafen von Navarino gelegt. Am 14. Oktober stießen endlich die Russen zu ihm. Nun drängten die verbündeten Admirale auf eine „schleunige und kategorische Antwort", daß die Greuel in Morea sofort aufhören sollten. Als die Antwort des Vertreters des abwesenden Ibrahim ungenügend ausfiel, nahmen die Verbündeten Schlachtordnung. Und nun waren die Türken auch noch so unbesonnen, die Feindseligkeiten zu eröffnen. Es war am 20. Oktober. Die ganze türkische Flotte wurde von den in Eintracht handelnden Engländern, Franzosen und Russen zusammengeschossen. Die ägyptisch-türkische Flotte war mit dem Tage von Navarino vernichtet.

Der leitende Geist dieser Zwangspolitik gegen die Türken, Canning, war schon am 8. August gestorben. Die englische Politik lenkte alsbald, und vollends als der Herzog von Wellington ihre Führung übernahm, in andre Bahnen. Man wollte die Hilfe für die Griechen nicht weiter treiben, als mit der Erhaltung der Türkei als ansehnlicher Macht vereinbar war. Die Hohe Pforte erschwerte diesen Standpunkt sehr, denn Sultan Mahmud war rasend über den „völkerrechtswidrigen Akt" eines Angriffs im tiefen Frieden. Auch das englische Ministerium war keineswegs erfreut, es untersuchte sogar, ob es nicht Admiral Codrington den Prozeß machen könne. Je mehr nun ein Krieg mit Rußland allein drohte, desto mehr mußte sich doch die Pforte mit England abfinden.

Kaiser Nikolaus fühlte sich um diese Zeit sehr gehoben. Er hatte einen Krieg mit Persien auszufechten, und hier ging alles nach Wunsch. Paskiewitsch erreichte schon 1827 glänzende Erfolge und 1828 einen durchgreifenden Frieden, der den Russen einen großen Teil Transkaukasiens und die Herrschaft auf dem Kaspischen Meer sicherte. Der Kaiser drängte nun auch in der türkischen Sache vorwärts. Während England den Griechen helfen wollte, soweit es mit der Schonung der Türkei vereinbar war, wollte Nikolaus den Griechen, die er als Rebellen ansah, nicht helfen, aber die Türken demütigen und zur Erfüllung übernommner Verpflichtungen zwingen. Gegen Eroberungsgelüste verwahrte er sich nachdrücklich. Die griechische Sache war 1827 stark zurückgegangen, trotz Navarino. Das Wellington so unerwünschte und von Metternich aufrichtig beklagte Ereignis gereichte ihnen nicht zum Nutzen. Die Pforte wütete um so mehr gegen sie. Sie vertrieb die als Zivilpersonen weilenden Engländer, Franzosen und Russen aus ihren Gebieten und erließ einen feierlichen Aufruf an die Gläubigen zur Verteidigung ihrer Religion und ihrer Existenz. Die Gesandten der drei Mächte reisten ab. Nikolaus traf alle Anstalten zum Kriege; seine Verbündeten, auch England, konnten sich den Folgen ihrer bisherigen Schritte nicht entziehen und übten wenigstens

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen Druck auf die Pforte aus Dem Zaren hinderlich in den Weg treten konnten sie deshalb nicht. Einen solchen Versuch auf diplomatischem Felde machte Metternich, aber vergebens.

Das Schiemannsche Buch verweilt nun eingehend bei den beiden russischen Balkanfeldzügen von 1828 und 1829. Lichtvoll bringt es die militärischen Vorgänge und die allgemeinen Zustände der Heeresverwaltung, auch das immer unglückliche, völlig verfehlte persönliche Eingreifen des Zaren zur Darstellung. Die Streitkräfte waren zu ungenügend bemessen, als daß sie die in der Verteidigung mit beispielloser Tapferkeit kämpfenden Türken leicht hätten überwältigen können. Die ganze Verwaltung, das Verpflegungs-, das Medizinalwesen lagen unglaublich im argen. Als sich die Armee in Bewegung setzte, stellte sich heraus, daß man das Salz vergessen hatte, und auch an Fleisch fehlte es bald. Nikolaus dachte, den militärischen Spaziergang nach Konstantinopel mit einem Edelmutsdrama zu erledigen. Ein Haufen türkischer Gefangner wurde ohne Lösegeld zurückgesandt, damit sie von der Großmut, Macht und Herrlichkeit, dem Reichtum des Zaren erzählten. Sie gingen nach Silistria und leisteten bei der Verteidigung dieser Donaufestung außerordentliche Dienste. Weitere Erfolge hatte der auffallende Schritt nicht. Das Vordringen war anfänglich unaufhaltsam. Schon am 20. Juli 1828 erreichte die Armee Schumla im Balkan, wo ein langer Widerstand große Enttäuschung bringen sollte. Die Russen schritten zu regelmäßiger Belagerung. Die Besatzung der in zu großer Zahl und in zu großer Nähe vom Feinde angelegten Redouten schwächte den Bestand der Bataillone; die Kavallerie, deren Pferde schon schlaff wurden, mußte sich Furage aus großer Entfernung holen; jeder Transport forderte militärische Deckung, und die ungemein rührige und vorzüglich berittene türkische Kavallerie brachte durch Auffangen der russischen Kuriere, durch Plünderung der Transporte, Überfälle der an Redouten und Trancheen arbeitenden Soldaten den Russen die empfindlichsten Verluste bei. Dazu kam, daß die Krankheiten in immer bedenklicherm Maße zunahmen und die Transportochsen zu Hunderten fielen, sodaß die regelmäßige Verproviantierung des russischen Lagers in Frage gestellt wurde. „Mit einem Worte, als wir daran gingen, Schumla zu belagern, boten wir vielmehr selbst das Bild eines belagerten Platzes", schreibt Benckendorf, der Vertraute des Zaren. — Schumla hat sich in den beiden Feldzügen, 1828 und 1829, behauptet.

Nikolaus verlor bald die Geduld. Schon am 23. August ritt er unmutig auf Varna zu in den Wald hinein. „Unter nicht geringen Fährlichkeiten, so schreibt Schiemann, wurde das Ufer des Schwarzen Meeres erreicht." Die aus der Seefestung ausgefallnen Türken hatten hier soeben den Russen ernstlich zu schaffen gemacht. „So lief das Abenteuer des Kaisers, denn so ist dieser Ritt zu beurteilen, noch glücklich ab. Zeugt es von einem persönlichen Mut, so doch nicht minder von unbesonnener Unterschätzung wirklicher

Gefahren. Er schien zu vergessen, daß er in Feindesland sei. Andrerseits aber scheute er vor Unternehmungen zurück, die einen Erfolg versprachen, sobald ihm die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit großer Opfer an Menschenleben vor die Seele traten. Als ihm Menschikow vorschlug, mit Hilfe der aus Anaga angelangten Truppen und unter Beistand der Flotte Varna im Sturm zu nehmen, lehnte er ab. Die Festung werde in spätestens acht Tagen kapitulieren, man solle zu einer regelrechten Belagerung schreiten. Dann besichtigte er die Flotte und segelte nach Odessa ab, auch der ganze Stab der Diplomaten, Hofleute, Beamten und fremden Bevollmächtigten folgte ihm nach. Mit ihnen zogen die Intrigen der europäischen Politik."

Wir können diesen hier natürlich ebensowenig folgen wie den militärischen Operationen. Es kamen manche Hiobsposten, die zu geringe Truppenmacht übte ihre Wirkungen aus. Die Pest begann fürchterlich zu wüten. Nikolaus kehrte von Odessa nach dem belagerten Varna zurück und mußte sich überzeugen, daß die Aussicht, der Festung Herr zu werden, dahinschwand. Vielmehr sammelten sich in der Nähe überlegne Türkenmassen, um sie zu entsetzen. Der Kaiser befahl dem Prinzen Wittgenstein, mit ganz ungenügenden Kräften gegen die letzteren vorzugehn. Es gab eine blutige Niederlage, die Nikolaus tief verstimmte. Eine zweite erlitt Prinz Eugen von Württemberg. Obendrein mußte Diebitsch die Belagerung Schumlas aufgeben. Hätten die Russen soviel Mut in der Offensive gehabt wie in der Verteidigung, die Sache hätte für die Türken übel ablaufen können. Nikolaus befahl endlich einen Sturm auf Varna, gab aber plötzlich Befehl, ihn abzubrechen, weil er das viele Blutvergießen nicht ansehen konnte. „Er bedachte nicht, daß jeder Tag, den seine Truppen länger vor Varna lagen, die Hospitäler füllte, und daß die Opfer, die er durch seine langsame und schlecht vorbereitete Kriegführung den Dämonen der Pest und ihren Begleitern, Fieber, Dysenterie, Skorbut zuführte, viel zahlreicher waren als alles, was Schwert und Geschoß niedergestreckt hatten." Dem Verrat eines türkischen Offiziers hatte man schließlich Varna zu verdanken, sodaß der Kaiser doch einen einzigen greifbaren Erfolg hatte, als er endlich heimkehrte.

Ihm war „das roh gewaltsam' Handwerk" des Krieges gründlich verleidet. Der blutige Feldzug blieb weit davon, ihn zum Triumphator zu machen. Seine Truppen mußten nördlich von der Donau Winterquartiere nehmen. „Aber in welchem Zustande! Ermattet und entmutigt, fast völlig abgestumpft; denn es gibt einen Grad von Unglück, bei dem schließlich Denk- und Empfindungsvermögen versagen. Das Schlimmste war das Fehlen fast jeder ärztlichen Hilfe und der unerhörte Zustand der Feldlazarette und Spitäler. ... In Jassy trafen zum Beispiel Mitte November aus Silistria 500 Kranke und Verwundete ein, die nur von einem Feldscher begleitet wurden, darunter Soldaten, die vor vierzehn Tagen amputiert waren und noch ihren ersten Verband trugen, während andre überhaupt noch nicht verbunden waren."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für das nächste Jahr betraute Nikolaus den General Diebitsch mit dem Oberkommando. Er selbst blieb in Petersburg und machte dann einen fruchtlosen Versuch, durch seine Krönung in Warschau das Polentum zu gewinnen. Von Diebitschs Feldzug im Jahre 1829 nur wenige Worte. Nach trefflichem Plan drangen die Russen rasch vor, schlugen mehrfach die Türken und ließen Schumla liegen. Der Balkanübergang gelang glänzend. Am 20. August war Diebitsch in Adrianopel, freilich in einem gefährlichen Zustande. Seine Truppen hatten starke Verluste gehabt, er verbarg sorgsam seine Schwäche. Hätten die Türken noch Schneid gehabt, sie hätten ihn mit seinen 12200 Infanteristen, 4500 Pferden und 100 Geschützen leicht vernichten können. Aber auch bei ihnen waren Dämonen eingezogen. Der Sultan erwartete jeden Augenblick einen Aufstand in Konstantinopel und suchte ihm durch zahlreiche geheime Hinrichtungen zuvorzukommen. Seine Widerstandskraft war gebrochen. Fremde Diplomaten, unter denen sich der preußische General von Müffling, der das Vertrauen des Zaren genoß, glänzend hervortat, bewirkten die Verständigung. Am 14. September kam der Friede von Adrianopel zustande, der Diebitsch aus seiner gefährlichen Lage befreite. Rußland begnügte sich mit dem Gewinn der Donaumündung und einiger Kleinigkeiten in Armenien, wo Paskiewitsch siegreich gewesen war.

Der erste Abschnitt der Regierung des neuen Zaren dauerte noch bis zum Sommer 1830. Mit der Julirevolution fand er seinen Abschluß. Es war keine glanzvolle Epoche. Das nikolaitische Regiment, das die Mitte des Jahrhunderts beherrschen und in Rußland bis ins neue Jahrhundert hinein dauern sollte, ja das in seinen Grundmauern noch heute besteht, hatte Wurzel geschlagen. Von einem gedeihlichen Wachstum des Gemeinwesens konnte nur sprechen, wer mit der Niederhaltung der Revolution das Wesentlichste für geleistet hält. Die war allerdings gelungen, aber im Balkenwerk des Staates und der Gesellschaft fraß das kalte Feuer um sich: Zurückhaltung der Geistesbildung, Korruption, unkontrollierte Gewalttat, Unzufriedenheit der Intelligenz. Das Rußland des Kaisers Nikolaus war auch das, das uns Turgenjew und Dostojewski schildern, es war das Rußland Alexander Herzens und Bakunins, aus dem das Rußland des Krimkrieges, der Polenaufstände, des Kaisermordes, des Nihilismus, der Niederlage gegen Japan hervorging, das Rußland, dem nichts mehr übrig blieb als der Versuch mit parlamentarischen Einrichtungen. Und diese sind noch nichts weniger als geglückt.

Nach einer Richtung fällt aus dem Schiemannschen Buche ein günstiges Licht auf Kaiser Nikolaus. Ein tyrannischer Wüterich, der Freude an dem Mißbrauch seiner Macht hat, war er nicht. Sein Wille war gut, so sehr er auch in seinen Handlungen fehlgriff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG